

DÜNA-ZEITUNG

1905

Nr. 198 und 199

Alexander von Rennenkampff und seine Weltanschauung.

P. F. In der Geschichte unserer Gegenwart, wo während des Burenkrieges Dr. Karl v. Rennenkampff und während des russisch-japanischen der tapfere General der Kavallerie v. Rennenkampff viel von sich reden machten, erinnert uns ein Ausländer, Professor Dr. A. Stauffer-München in seinem Werke: Karoline v. Humboldt in ihren Briefen an Alexander v. Rennenkampff“ (mit deren beider Portraits. Berlin 1904) wieder an einen Landsmann, dem wir ein literarisches Denkmal in unserer Geschichte zu setzen vergessen haben. Schon C. H. v. Busse bat im „Inland“ Nr. 18 v. 1854 (Zur Erinnerung an Alexander v. Rennenkampff) um eine biographische Skizze für diesen „edlen Toten“, ohne seine Bedeutung uns klar zu machen. Seinem Beispiel folgte der Prof. Dr. Louis v. Cambecq-Kasan im „Inland“ Nr. 31 v. 1854 in seiner „Reminiszenz“, doch auch er trat aus den Grenzen der persönlichen Erinnerung nicht heraus. Das liebe Ich war in beiden Erinnerungen die Hauptsache, so ging auch der Leser über A. v. Rennenkampff zur Tagesordnung ruhig über. Zu diesen Tatsachen kommt noch das Geständnis A. Stauffers 1. c. S. 52 hinzu: „Für eine Biographie, die dieser edle und bedeutende Mann ohne Zweifel verdient, reicht das (sein Verhältnis zu Karoline v. Humboldt) keineswegs aus. Eine solche gebührt ihm als einem denkwürdigen Vertreter der deutschen Art aus dem Kreise der Generation, die in kräftiger Jugend die Befreiungszeit erlebte und in ihr mithandelte.“ Uns scheint jedoch auch diese Episode in seinem Leben ganz nebensächlich zu sein, denn wie viele kräftige Jünglinge gingen damals im Kampf gegen die Tyrannei Napoleons in den Tod, ohne daß man deshalb ihnen ein besonderes Andenken weihen wird. Seine Bedeutung liegt ganz wo anders, in seinen Schriften und in seinem Verkehr mit den Großen seiner Zeit.

Karl Jakob Alexander v. Rennenkampff ist einer der Balten, welche wie die Dichter und Schriftsteller J. M. R. Lenz, Elise v. d. Recke, Garlieb Merkel, Friedrich G. L. v. Lindner oder die Historienmaler Gerhard v. Reutern und Karl Joh. Bähr, oder Thomas Joh. Seebeck, der Entdecker der „Entoptischen Farben“ und der „Thermo-Elektrizität“, oder der Anatom Justus Loder mit dem Altmeister Goethe in nähere Berührung kamen. Deswegen allein schon hat sein Leben und Wirken nicht nur für den Literaturhistoriker ein besonderes Interesse. Was Goethe und Rennenkampff näher führte, war ihr gemeinsames Interesse für Kunst und Naturwissenschaft. So interessieren sie sich beide für den Maler Wilhelm Tischbein (Vgl. „W. Tischbein, seine Bilder, seine Träume, seine Erinnerungen in dem herzoglichen Schlosse zu Oldenburg.“ Bremen 1826). Goethe ging poetisch nach (vid. Bd. 2, Hempel-Ausgabe) und R. in seiner „Behandlung der Idylle Tischbeins in 42 (44) Bildern.“ Rennenkampff erwarb die 42 (44) Bilder für die Galerie seines Großherzogs und lenkte Goethes Aufmerksamkeit auf sie, wofür Tischbein unserem R. gerührt dankte. (Vgl. Fr. v. Alten, „Aus Tischbeins Briefwechsel“. Leipzig, 1872, Seite 283 ff.)

Da dieses Verhältnis Goethes zu Rennenkampff eine ganze Abhandlung für sich beanspruchen würde, wir aber hier ein Gesamtbild seines Lebens und Wirkens kurz zu entwerfen haben, so müssen wir darauf verzichten, seine Beziehung zu Goethe näher zu beleuchten. (Theodor Distel hat im Goethe-Jahrbuch Bd. 4, Seite 170 und 179 ff. zwei Briefe Goethes an Rennenkampff aus den Jahren 1820 und 23 veröffentlicht.) Uns kommt es darauf an, zu zeigen, was R. noch außerdem der Nachwelt wert macht.

Seine „Umrisse aus meinem Skizzenbuch“ (Hannover, 1827/28, 2 Bde.) stellt C. v. Busse 1854 1. c., Sp. 289 „den beliebten Werken Washington Irvings gleich“ und A. Stauffer 1904. c., Seite 75 vergleicht dieses Werk mit Goethes „Wilh. Meisters Wanderjahre“. Tatsache ist, daß R. in seinen „Umrissen“ sein soziales, religiöses, künstlerisches und naturwissenschaftliches Ideal nieder gelegt hat, woran er noch im Alter festhielt.

Stauffer sagt: „Diese (die Wanderjahre) haben in der Form eingewirkt, aber auch die Gesinnung, die Weltanschauung ist wesentlich dieselbe. Die Dichtung Goethes hat überhaupt viel Nacheiferung geweckt, aber ich weiß doch nicht, ob es mehrere Werke gibt, die in solchem Grade frei neben ihm bestehen. Es ist nicht entfernt so hinreißend, nicht so aus unendlich großer, innerer und äußerer Welt geschöpft, es ist namentlich nicht reich an Gegenständen, dennoch ist sein Werk dauernd wertvoll.“

K. J. Alexander v. Rennenkampff erblickte auf dem Edelsitze seines Vaters auf Schloß Helmet in Livland das Licht dieser Welt. Nachdem er früh seinen Vater verloren hatte, kam er in seinem 14. Lebensjahr nach Berlin in das Dr. Feßlersche Erziehungs-Institut, mußte aber schon im folgenden Jahr 1798 wegen des bekannten Befehls des Kaisers Paul I. zurückkehren, der allen russischen Untertanen den Aufenthalt im Auslande ohne seine spezielle Erlaubnis verbot. In der Heimat genoß darauf R. in der Rigaer Domschule seine weitere Ausbildung bis 1801, wo es ihm nach dem Tode des Kaiser Pauls gelang, wieder nach Berlin überzusiedeln, um sich unter Fichtes und Ancillons Leitung den Schliff zu geben, der für sein weiteres Leben grundlegend wurde. Wieder durch Verhältnisse gezwungen, kehrte er 1803 in die Heimat zurück, trat in den Landesdienst und wurde Assessor des Pernauschen Landgerichts, in welcher Stellung er bis 1805 blieb. Warum er diesen Dienst aufgab, ist unbekannt geblieben. Wahrscheinlich fühlte er in seinem Wissen noch eine bedeutende Lücke, denn er bezog darauf die Universität Göttingen, wo er sich unter Bouterweck, Fiorillo und Blumenbach dem Studium der Kunst und Naturwissenschaft hingab, in welchem Wissen sein ganzes Leben und Wirken wesentlich aufging. (Nach Recke und Napierskys Livl. Schriftsteller-Lexikon II, 517 und Muzenbecher „A. v. Rennenkampff“ in der „Allg. Dtsch. Biographie“ Bd. 28, S. 27.)

Von Göttingen aus reiste Rennenkampff in die Schweiz, wo er sich in Lausanne, Genf und besonders in Coppet aufhielt und dem Kreise der bekannten Frau Staël näher trat. Darauf bereiste Rennenkampff Italien 1807/1808, welchem Lande er in seinen „Umrissen“ ein lesenswertes Buch widmete. In Rom lernte er Wilhelm v. Humboldt und seine Gemahlin Karoline, geb. v. Drachenroeden, kennen, deren intimer Freund R. wurde; aber auch mit dem Bildhauer Christian Daniel Rauch und den beiden Riepenhausen gelang es ihm innige Freundschaftsbeziehungen anzuknüpfen. (Vgl. darüber Schlesier: „Erinnerungen an W. v. Humboldt“. Stuttg. 1845. II, 113 f. und Gebr. Eggers: Chr. D. Rauch. Berlin. 1881. III, 65 f.) In Rom lernte R. auch den berühmten Thorwaldsen und seine engeren Landsleute, den Landschaftsmaler Jak. Joh. Müller und den Genremaler Karl Graß kennen.

Im Jahre 1809 finden wir R. in Paris, wo er durch den russischen Ambassadeur (Botschafter) Fürsten Kurakin in die Hofkreise eingeführt wurde. In seinen „Umrissen“ (Bd. II, S. 324 ff.) entwirft er ein farbenreiches Bild des neuen Kaiserreiches und der Fürsten, die um Napoleon sich scharten. In Paris lernte R. auch Alexander v. Humboldt, wie Gall und Haug kennen, besonders nahe aber trat er dem überaus merkwürdigen Grafen Gustav Schlabrendorf, Verfasser des Werkes: Napoleon und das französische Volk unter seinem Konsulate“. Die Schilderung, die er von diesem seltenen Mann in seinen „Umrissen“ (Bd. II. 344 ff.) gibt, ist eine tief wahre. Der Mann konnte von sich sagen: „Ich habe hier im Zimmer eine Art magischen Kreis gezogen, wer hereintritt, muß die Wahrheit hören, er mag wollen oder nicht, da hilft nun einmal nichts.“ Und hoch und gering lief zu Schlabrendorf hin, um einmal „Wahrheit“ zu hören (vergl. über ihn auch C. G. Jochmanns „Reliquien“, Hechingen 1875. I. 124 ff.)

Leider spitzten sich in Paris die politischen Verhältnisse immer mehr zu, so daß es R. für geraten fand, zur Heimat zurückzukehren. Er traf in Petersburg mit Empfehlung des Fürsten Kurakin ein und erhielt bei der Gründung des Lyzeums zu Zarskoje-Sselo die Stellung eines Lehrers der Literaturgeschichte und Ästhetik 1810. In seiner freien Zeit verweilte R. viel in der Residenz, wo er den berühmten ersten russischen Weltumsegler Adam v. Krusenstern, den Dichter von „Sturm und Drang“ M. Fr. Klinger, den patriotischen Dichter E. M. Arndt und den Freiherrn v. Stein kennen lernte. Durch diese begeistert, trat er 1812 in die¹ russisch-deutsche Legion als Rittmeister und Adjutant des Generals Grafen Wallmoden ein und machte den Feldzug gegen Napoleon mit bis zur Auflösung der Legion nach dem Einzug der Truppen in Paris 1814. Zum Major avanciert, nahm R. als Adjutant des Erbprinzen und nachmaligen Großherzogs Paul Friedrich August v. Oldenburg (im Juli 1814²) Dienste an, der damals Gouverneur von Estland war. Mit dem Leben dieses Fürsten und seines Hauses blieb nun R.

¹ Von Herzog Peter Friedrich Ludwig organisierte

² Biographisches Handbuch zur Geschichte des Landes Oldenburg

bis zu seinem Tode verbunden. Obgleich R.'s Aufenthalt in Reval und Estland nur bis 1816 dauerte, war er doch ein segensreicher. In diese Zeit fiel die Aufhebung der Leibeigenschaft, für die er warm eintrat. Auch lernte er in dieser Zeit den Historiker Theodor v. Bernhardi kennen. (Vgl. Bernhardi: „Aus meinem Leben.“ Leipzig - 1893. I.)

Als der Erbprinz 1817 Rußland verließ, überredete er R. ihm nach Oldenburg zu folgen. R. nahm den Vorschlag an und blieb ihm treu, mehr als Freund denn als Hofmann im politischen Duodez-Dienst, der ihm nicht behagte. Auf seiner Reise mit dem Erbprinzen 1816 kam R. auch nach Weimar, wo er mit Empfehlung seines Freundes Wilhelm v. Humboldt bei Goethe freundliche Aufnahme fand und sich glücklich pries, in Kunst und Naturwissenschaft auf fast gleiche Ansichten zu stoßen. Hier war es auch, wo er Goethe fragte: „Ob sich nicht der Naturforscher zu einem Gesichtspunkte erheben könne, aus dem alles Erschaffene als ein gemeinsames Ganze erscheint, wie wir es mit dem Worte „Natur“ kühn genug bekennen, und aus dem alle die scharfen Trennungen, lebend und leblos, Pflanze, Stein und Thier u.s.w., die wir vielleicht nur aus Beschränkung unsers Gesichtskreises machen, verschwinden, alle Teile vom Ganzen homogen, alle gleichen Gesetzen unterworfen, alle Individualitäten der Einzelnen, ihre Bestimmtheit unbeschadet, in der Harmonie des Ganzen stehen müssen?“ (Umriss II., 22.) Und Goethes Antwort war: „Das ganze Universum besitzt Leben; denn wie wäre es sonst erklärbar, daß in der Tätigkeit des Weltalls, welche durch Einwirkungen erhalten wird, die aus der Unendlichkeit kommen und in die Unendlichkeit übergehen, dennoch Gesetzmäßigkeit herrscht? Der erste Ursprung des Lebens überhaupt verliert sich in dem Ursprunge des Universums!“

Wer Goethes „Metamorphose der Pflanzen“ kennt und Rennenkampffs „Physiologie der Pflanzen“ in seinen „Umrissen“ Bd. I. 399-441 liest, der wird staunend sich fragen: Wer ist tiefer in die Lamarcksche „Deszendenz-Theorie“ eingedrungen? Überhaupt haben Goethe und Rennenkampff viele Berührungspunkte in ihren Ansichten über Natur und Kunst, die einer eingehenden Studie würdig sind. (Vgl. z. B. Rennenkampffs Ansicht über die „Organische Schöpfung nach G. R. Trevianus“ 1. c. II, 34 ff. und seine Ideen über Dramen und Theater 1. c. II, 360 ff.)

R. war schon damals als Schriftsteller bekannt. Von ihm stammten die „Fragmente aus den Briefen eines Reisenden aus Livland“ (a. O. 1805. 138 S. 16), „Über Pius VII. und dessen Exkommunikation Napoleons“ (St. P. 1813. 61 S. 8), „Essai sur l'essence at l'histoire des arts plastiques pour servir d'instruction à un cours d'histoire des arts plastiques“ (St. P. 1813). Die Studie ist seiner Freundin Karoline von Humboldt und seinem Freunde, dem Grafen Gustav Schlabrendorf, gewidmet. Er vertritt in diesem Werke die Ansicht: Die Kunst soll im Sichtbaren das Unsichtbare dem Menschen künden. Nur solche Werke, welche, diesen Reiz des Ewigen und Schönen künden, sind wert Kunstwerke genannt zu werden. Winkelmann wollte die Kunstwerke zu Gegenständen der Nachahmung stempeln. R. will, daß der Künstler aus sich selbst die Kunst herausarbeitet und setzt den Geist der Natur zur Quelle der Kunst.

R. ist ferner der Übersetzer von „Nicolo Machiavellis Geschichte der Castruccio Castracani de Lucca“ (Reval, 1816. 99 S. 8) und des „Episch-lyrischen Hymnus auf die Vertreibung der Franzosen aus dem Vaterlande 1812“ von Dershawin (Reval, 1816) und der „Quelques mots inutiles aux bonnes mères“ (Riga, 1816. 71 S. 8.)

In Oldenburg angelangt, wurde R. bald Kammerherr, schließlich Oberkammerherr, doch wußte er sich bei diesem Hofdienst seine Unabhängigkeit zu wahren, indem er, wie gesagt, darauf verzichtete, im Duodezstaat Minister, wie Goethe in Weimar, zu werden. Er wollte nur als Freund ein Berater des Fürsten sein, was ihm vollständig gelang. Er nahm daher nur die Stellung eines Direktors der Oldenburgschen Kunst- und Naturalien-Kabinette an, welche Sammlungen unter seiner Leitung bedeutend wuchsen, und an wissenschaftlicher Bedeutung gewann. Er verstand das Interesse seines Fürsten auf diese nützlichen Dinge der allgemeinen Bildung zu lenken, und Mittel für dieselben flüssig zu machen, die meist sonst für lächerlichen Prunk verausgabt werden. In der eifrigen Beschäftigung mit Kunst und Naturwissenschaft fand er geistige Anregung und fühlte sich glücklich, im Kreise seiner Familie und im regen Briefwechsel mit seinen vielen bedeutenden Freunden und Freundinnen leben zu können.

Im Jahre 1818 besuchte R. zum letzten Male seine alte Heimat auf kurze Zeit. Auf der Seereise von Lübeck nach Riga lernte ihn damals der nachmalige Professor des römischen Rechts zu Dorpat und Kasan, Dr. Louis von Cambeq, kennen, der in seiner „Reminiszenz“ (Inland 1854 Nr. 31) über den hochgebildeten liebenswürdigen Mann des Lobes voll ist.

Nachdem wir hier R.'s Ansichten über Natur und Kunst nur gestreift haben, wollen wir seine Ansichten über die soziale und religiöse Frage etwas weniger flüchtig vernehmen. Hat doch das 20. Jahrhundert ein ganz besonderes Interesse für diese aktuellen Fragen.

„Ich bin gewaffnet,“ sagt R. 1. c. II, 125, „aber nicht mit gemeiner Waffe, um andern zu schaden, mein Schild ist der Verstand, mein Schwert die Wahrheit; ich kämpfe gegen Bosheit und Wahn und besiege meine Feinde, indem ich sie mir zu Freunden mache.“

R. hat den Befreiungskrieg der europäischen Völker vom Tyrannenjoch Napoleons mitgemacht, hatte das feierliche Gelübde der Fürsten vernommen, ihren befreiten Völkern ihre Menschenrechte, Vereins-, Glaubens-, Rede- und Lehrfreiheit, heilig zu halten, hatte aber dann schmerzlich erfahren, wie die Staatsraison durch Metternich wieder zum System der Lüge und Heuchelei griff und mit sog. guten Vorsätzen den Weg zur Hölle der Reaktion pflasterte. Die befreiten Fürsten hatten „heilig gleiches Recht und Gesetz für alle versprochen,“ doch wo sie wieder auf ihren Stühlen saßen, sich nur - versprochen! Diese Kritik der Geschichte ist bitter.

Das war die Ursache, warum R. sich von der Politik seines kleinen Staates zurückzog. Er billigt nur „die Regierung strenger Gesetzlichkeit und Redlichkeit und Wahrheit ohne Ansehung der Person.“ Darum riet er als Freund immer und immer wieder seinem Großherzog, nicht nach Fürstenart nur zu versprechen, sondern nach strenger Gesetzlichkeit gleiches Recht für alle zu geben, sein Versprechen immer zu halten.

„Keine Macht der Welt“ - sagte R. - „bringt das Alte wieder zurück, wenngleich ich sehnlich wünsche, daß unsere Fürsten alle bleiben und klüger werden in meinem Sinne, nämlich wahr und treu ... Das ist nicht so unmöglich als es scheinen mag, ohne gleich Vollkommenes zu verlangen“ - „Die Geschicke der Staaten stehen auf dem Spiele und dabei sollte jeder sich selbst vergessen, weil der Einzelne hier Nebensache ist.“ (R. an Dohrn, den 9. April 1848.)

„Wenn auch die Natur unter den Menschen sowenig Gleichheit wie unter den Blättern eines Baumes statuiert“, - sagt R. - „und eben darum eine politische Gleichheit auch nicht denkbar ist, so soll doch vor dem Gesetz und dem Recht jeder dem anderen gleich sein, und danach sind bisher die Pflichten und Rechte unter den Menschen allzu ungleich geteilt gewesen.“

Man muß mit Bewußtsein ein Mitarbeiter und Beförderer der gesetzlichen Weltordnung werden, die nach Vervollkommenung überall strebt. Auch das Menschengeschlecht ist aus dem Labyrinth dunkler Irrsale durch Freiheit und Notwendigkeit diesem edlen Ziele entgegenzuführen. „Man muß das Geld, das soviel Unheil anrichtet, endlich einmal zum wahren Wohl der Menschen anwenden.“ (Umriss VI., 302).

Der Glaube Rousseaus, daß „ein unverwüstliches Gutes im Menschen liegt“, was auch Lessing in seiner Erziehung des Menschengeschlechtes als Wahrheit erkannte, ist auch R.'s Überzeugung, bei dem „Natur und Kunst“ zwei schöne Seiten der einen schönen Welt sind.“

Die Verworrenheit der Menschengeschicke in der Geschichte ist für R. „ein Labyrinth scheußlicher Greuel für ein reines Gemüt“, und damit kommen wir auf seine Ansichten über die religiöse Frage zu sprechen.

In der Religion des Herzens, nicht Kopfes liegt ihm die Einheit für alle Menschen. Christus ist ihm das göttlich reinste Vorbild auf Erden. Nach Christus sollen wir alle als „Gotteskinder“ göttlich rein werden, die sich von dem Dämonenkinder der Welt wie er abzuheben den Mut haben. Gottes Haus und Gottes Wunder sind überall in der Natur und in der menschlichen Seele. In dieser Weltanschauung ging R. auf. Alle Arten und Individuen sind vergänglich. „Auch der Mensch wird dereinst vergehen und sich zu einem erhabeneren Wesen verwandeln.“ (Umriss II., 44. f.). Die ewige Fortdauer ist ihm Weltgesetz, wie die fortschreitende Entwicklung zu immer höheren Wesen. „Das kann ich geologisch

und anthropologisch beweisen.“ Das größte Wunder aber bleibt ihm immer das Menschenherz. Dieses Herz ist ihm das größte Kleinod der Menschheit.

In der Schule soll man Lesen, Schreiben, Rechnen und Denken lernen, Himmel-, Erd-, Völker- und Naturkunde im weitestem Umfange, Zeichnen und Baukunst, Technologie und Gesang und damit Moral und Sittlichkeit als Seelenkunde, aber ja nicht Religion. Das ist kein Wissen, sondern Glauben. Den Glauben zu lehren ist so hirnverbrannt, wie aus jedem Menschen einen Poeten und Maler, Komponisten und Bildhauer von Gottes Gnaden machen zu wollen. So wenig das eine möglich ist, alle Menschen zu Genies zu machen, ebenso wenig ist auch das andere möglich, alle Menschen unter einen Glauben zu bringen. Nach beiden Richtungen hin ist es dem „Menschengeist nicht gegeben zu berechnen, wie hoch sich der Menschengeist erheben kann“. Das steht in des Höheren Macht, der uns von Zeit zu Zeit Genies barmherzig schenkt und nur durch bittere Erfahrungen zur Allmacht der Liebe, der nichts - radikal nichts - widerstehen kann, emporziehen will. Was aber „Liebe“ heißt, lernt man erst in tiefster Not begreifen.

Darum war R. gegen alle Mission, die uns nur zu Heuchler schafft und den Fanatismus, das schreckliche Gift der Intoleranz unter uns großziehen lehrt gegen „Andersgläubige“.

„Der Allmächtige fragt nicht, welchem Volksstamme, welcher Glaubenspartei der Mensch angehört; er fragt nur: „Was hat er geleistet? Nur derjenige ist ihm nahe - dessen Herz voll Gerechtigkeit ist; nur derjenige ist ihm nahe - der ein heiliges Leben führt.“ - (Umriss II. 124.)

„Es läßt sich kein Bild von Ihm (dem Allmächtigen) machen, aus Stein oder Farbe, noch eine Vorstellung durch Worte. Er ist allenthalben wie allenthalben, immer wie immer, und wohnt an einem Orte nicht mehr als am andern.“ (R. I. c. II. 126.)

„Heilig, heilig ist das Band, das die Menschen bindet; ist geknüpft von dessen Hand, der die Welt gegründet; ist geknüpft, daß besser mir seine Welt gefalle. - Einen Vater haben, einen Schöpfer alle.“ (II. 80.)

„Die Menschen auf Erden haben von allen schönen Dingen, die sie sehen und hören können, sehr verschiedenen Vorstellungen; wie sollten ihre Vorstellungen von einem Gott, einem Geiste, den sie nicht sehen und nicht hören können, nicht umsomehr verschieden sein? Welche von diesen Vorstellungen die richtigste ist, steht den Menschen am wenigsten zu entscheiden zu, da der Allwissende allein sich genugsam kennt. So ist es mit den verschiedenen Religionen, die da Menschen, nach ihren verschiedenen Vorstellungen von Gott, verschieden gemacht haben. Auf die mangelhaften Religionen der Menschen, seiner Geschöpfe, sieht Gott nicht; der Allwissende sieht nur auf den Menschen und seine Gesinnung, seine Unschuld und guten Willen.“ (Umriss II, 190 f.)

„Jede Religion hat ihre Fabeln und die Fabeln des Volkes anzutasten, ist selten ratsam; sie vertilgen wollen, immer sehr gefährlich ... Nur „durch den Unterricht wird jede Fabel ungefährlich, indem der Unterricht den Sinn derselben (durch die vergleichende Sagenkunde) heraushebt und in der Einkleidung das Zufällige oder doch Unwesentliche zeigt.“ - Was dünkt Dich, welche Lehre die wirksamere sein wird, die moralische oder die Fabeln? -“ - „Werde so gut, so edel. So vollkommen, als es möglich ist“, oder lege die Fabel „die Fleischwerdung Krischnas warm ans Herz, wie das Göttliche in höchster Einfachheit und Vollkommenheit auf Erden wandelte und wirklich Mensch geworden war, um durch dies große Beispiel die Menschen zu belehren, wie man so vollkommen wie möglich sein soll.“ (R. II, 182 f.)

Bei der Fabellehre wird jeder Mensch sagen: Ich bin kein Gott und muß darauf verzichten besser werden zu können. Bei der Morallehre aber nicht, weil sie für jeden Forderung, Pflicht wird.

Wie R. gegen den Religionsunterricht in der Schule ist, so ist er auch gegen den Geschichtsunterricht, weil beide nicht von dem Wissen Wahrheit, sondern von dem alleinseligmachenden Glauben der Politik regiert werden

„Die neueste Geschichte ist keinem ganz fremd, der in der Erd- und Völkerkunde unterrichtet worden ist. Die älteste Geschichte jeder Nation hängt sehr mit ihrem Religionsglauben zusammen.“ ... „Was aber ist die Geschichte der Völker, was wenn sie nicht die der Menschheit sein kann.“ (R. II, 161.)

Der Umstand, daß R. diesen seinen Ansichten bis zu seinem Tode treu bleibt, legt dafür Zeugnis ab, wie frühzeitig er zu einem festen Charakter mit edler Gesinnung kam. „Das kalte Theoretisieren“ - sagt A. Stauffer 1. c. S. 80 - „war nirgends seine Sache. Überall suchte er das Lebendige. Er strebte immer danach, die Schaffensgebiete des Wissenschaftlichen, des Künstlerischen, des Sittlichen mit einander in Verbindung zu setzen und zu erhalten und endlich war er bemüht, alles mit dem Religiösen in ein deutliches Verhältnis zu setzen.“

Fast 40 Jahre dauerte R.'s Umgang und treue Anhänglichkeit an seinen Fürsten, der ihm im Tod voranging. In einem nur für Freunde gedruckten Buche: „Am Morgen des 13. Juli 1853 in Oldenburg. Selbstgespräche“ hat er diesem Fürsten Worte tiefster Verehrung geweiht.

Zu bedauern ist, daß R.'s in vielen Zeitschriften veröffentlichte Aufsätze nicht gesammelt worden sind. Jetzt kann niemand sie feststellen, z. B. seine Aufsätze in Lotzes Hamburger „Temporalien“. Aber seine größeren Werke sind meist ohne seinen Namen erschienen und selbst in den größten Bibliotheken nicht zu finden. Am bekanntesten ist R. durch seine „Umrisse aus meinem Skizzenbuche“ geworden, dem auch wir hier das meiste entnommen haben.

R. starb kaum ein Jahr nach seinem Fürsten in Oldenburg am 9./21. April 1854. In ihm ging ein edler Mensch dahin, der gelebt hat für alle Zeiten, da er das Beste für alle Menschen wollte und in seiner Weltanschauung zeigte, daß er nicht nur den Besten seiner Zeit genug getan, sondern auch für uns ein leuchtendes Vorbild geblieben ist. Wir schließen mit dem Wunsche, diese Zeiten mögen die Veranlassung sein, daß eine jüngere Kraft sich an die Arbeit mache, die vielen Goldkörner aus R.'s Werken zu heben und sie der Nachwelt zum Nachdenken zu übergeben.